

Auf dem Balkon Europas

(Kaukasustour September/Oktober 2012 – Georgien)

Inhalt

1. Nach Georgien
2. Tbilissi
3. Kolchis
4. Mestia
5. Koruldi-Seen
6. Chalaadi-Gletscher
7. Uschguli
8. Batumi
9. Gonio
10. Bordschomi
11. Wardzia
12. Bordschomi-Charagauli Nationalpark
13. Signagi
14. Tbilissis Schwefelbäder

Es ist früh um 6 Uhr. Helgas Bekannter hatte nur eine Stunde gebraucht, um uns von Karlsruhe zum Flughafen nach Frankfurt zu fahren. Mir war es definitiv zu früh. Meine Gedanken hatte ich noch nicht wirklich beisammen. Das merkte ich spätestens daran, dass meine Mütze im Auto liegenblieb und zurück nach Karlsruhe fuhr.

Ich werde sicher auch ohne sie auskommen, auch wenn ich sie dort, wo wir hin wollten, vermissen würde, in den Bergen Georgiens - dem Kaukasus. Und es sollte auch nicht mein letzter Verlust auf dieser Reise werden.

Helgas Interesse an Georgien wurde durch Reiseberichte über Swanetien in einigen Tageszeitungen geweckt. Ich konnte mit dem Land nicht viel anfangen, wollte aber schon immer mal durch den Kaukasus wandern. Hatte ich doch in einen meiner „Komm Mit“-Bücher gelesen, dass die Karpatenhirten in früheren Zeiten mit ihren Schafherden bis in den Kaukasus zogen. Grund genug für mich, diese Berge einmal zu besuchen.

1. Nach Georgien

Unser Flug geht um kurz vor halb acht. Wir fliegen mit Turkish Airlines erst mal nach Istanbul und von dort weiter bis Tbilissi der Hauptstadt Georgiens.

Ich freue mich schon auf den Flug, wird er mir die Gelegenheit bieten, mal die Karpaten von oben zu sehen. Auf unseren Flügen nach Indien machte der Pilot ja immer einen großen Bogen nördlich um die Karpaten.

Zu Gesicht bekommen wir die Karpaten leider doch nicht, eine dichte weiße Wolkendecke breitet sich unter uns aus. Aber wir bekommen sie zu spüren. Genau dort, wo die Berge sein müssten, kommt unser Flieger in Turbulenzen, dass ich fast ins Klo falle.

Nach rund 1900 km, 2 Stunden und 45 Minuten setzen wir in Istanbul auf.

Wie es jetzt weiter geht, ist uns nicht recht klar. Eine Dame an einem Infopunkt schickt uns zum Transitschalter. Witzigerweise gab es derer mehrere. Auf einem Schild steht „Transit Gate“, eins weiter auf dem nächsten „Transite Gate Turkish Airways“. Wir reihen uns in die Menschenschlange

am letzteren Schild ein. Ein Typ mit Strohhut meint zu wissen, dass dies so richtig sei. War es aber nicht. Hier werden Pässe kontrolliert, kein Handgepäck. Helga fragt noch mal einen Flughafenmenschen, der uns dann endlich sagt, wo es lang geht. So kann man sich auch die Wartezeit bis zum nächsten Abflug vertreiben.

Die Boeing startet. Ich schau aus dem Fenster. Die Minarette der Moscheen werden kleiner, unter mir glitzert das Wasser im Bosphorus. Helga muss ihrer ängstlichen Sitznachbarin das Händchen halten. Erst als die Stewardessen durch den Gang wirbeln, wird sie von ihrer Aufgabe erlöst.

Der Flug nach Tbilissi dauert eine Stunde weniger. Es geht immer an der türkischen Schwarzmeerküste entlang. Dann kommt Georgien. Leider erheben sich die Berge des Kaukasus auf der gegenüberliegenden Seite. Tief unten erkenne ich die Hafenstadt Batumi, und kurz darauf landen wir in Tbilissi.

Georgien hat einen Ruf als Land des Weines und diesem Ruf will man gerecht werden. So bekommt jeder Tourist an der Passkontrolle ein Fläschchen Begrüßungsrotwein geschenkt.

Da wir in Georgien nicht alles geschenkt bekommen werden, müssen wir erst einmal Geld tauschen. Einige Bankfilialen hatten sich bereits im Flughafengebäude angesiedelt. Die beiden ersten wollen nur 2,11 Lari für einen Euro hergeben. Ein paar Schritte weiter hinten gibt es dagegen 2,13. Ich tausche gleich mal 500 Euro.

Angeblich soll es einen Bus geben, der in die Innenstadt fährt. Wir entdecken keinen, aber für 30 Lari rauschen wir mit 120 km/h per Taxi ins Zentrum Tbilissis und werden direkt vor dem Hotel Dzveli Ubani ausgeladen. Das hatten wir im Flieger aus unserem Reiseführer herausgesucht, es war dort das billigste Hotel im Zentrum. Trotzdem will die Dame an der Rezeption noch 60 US\$ (99 Lari/47 Euro) für ein Doppelzimmer. Das Zimmer ist okay, wir haben Blick auf den Hinterhof mit Weintrauben, Granatapfelbäumen und Nachbars Balkon. Nur im Bad riecht es übel aus dem Abflussrohr des Waschbeckens. Egal, wir buchen für zwei Nächte. Morgen wollen wir uns ein wenig die Stadt anschauen.

Dem Hotel schräg gegenüber liegt das Keller-Restaurant „Badagoni-Georgia“, wo wir erste Bekanntschaft mit georgischer Küche machen. Helga bestellt einen Fleischtopf, „Ostry“ genannt, ich einen Salat, dazu gibt es Pflaumenketchup, der hier „Tkemali“ heißt.

2. Tbilissi

Unser Stadtspaziergang beginnt am Freiheitsplatz. Mittendrauf steht die 35 m hohe St.-Georgs-Statue, auch Freiheitsstatur genannt, die der Unabhängigkeit Georgiens von der Sowjetunion gewidmet wurde. Warum dafür ausgerechnet der Heilige Georg erhalten musste, bleibt mir ein Rätsel. Die Hauptstadt Georgiens gleicht einer Großbaustelle. Bereits am Rustaweli-Boulevard stecken ganze Häuserzeilen hinter Baugerüsten. Es wird gesägt, gehämmert und gezimmert. Und das im Akkord. Wer glaubt, abends machen die Arbeiter Feierabend, der irrt. Dann werden Baustrahler aufgebaut und es geht munter weiter. Vorbei an Gerümpel und durch Baustellenstaub bahnen wir uns den Weg. Ich werde den Eindruck nicht los, dass hier in erster Linie die Fassaden aufpoliert werden, das Innenleben der Häuser bleibt unberührt.

Wir schlendern hinunter zum Mtkwari-Fluss. Um an sein Ufer zu gelangen, müssen wir die mehrspurige Straße überqueren, ein recht abenteuerliches Unterfangen beim Fahrstil der Georgier, denn Ampeln oder Übergänge sind weit und breit keine in Sicht. Die rasende Meute abgepasst, dann schnell zur Straßenmitte, den nächsten Pulk abwarten und hurtig geht es auf die andere Seite. Nach diesem Prinzip verfahren auch die Einheimischen, selbst Mütter mit kleinen Kindern – Großstadtsurvival halt.

Wir queren den Mtkwari (Kura), den längsten Fluss Georgiens. Auf einem Markt vor der Uferpromenade werden Souvenirs verkauft, Filzkappen, Fellmützen, Schnitzereien oder selbst gestrickte Kleidung.

Wir erreichen eine weitere Baustelle. Der Großteil der Bauarbeiter sind Asiaten. Ob die Lohnkosten billiger sind? Das hier entstehende futuristische Gebäude mit dem Aussehen einer Riesenblüte

(oder ist es eine Gruppe Pilze?) steht kurz vor der Fertigstellung. Wie wir später erfahren, handelt es sich um eine sogenannte Public Service Hall, also ein öffentliches Dienstleistungszentrum. Hier findet der Besucher zahlreiche Behörden und Dienstleister, aber auch Cafés und Banken. Am 21. September wurde das Zentrum eröffnet.

Was die Architektur betrifft, sind Georgier recht mutig, da gesellen sich moderne futuristisch anmutende Gebäude neben jahrhundertealte Bauwerke. Über die moderne Friedensbrücke wechseln wir wieder auf das gegenüberliegende Ufer der Mtkwari. Die Brücke bedeckt ein riesiges geschwungenes blaugrünes Glasdach, an den Geländern blinken unzählige Lämpchen. 2010 wurde sie fertiggestellt. Den Bau entwarf ein italienischer Architekt, die Beleuchtung ein französischer Lichtdesigner, und das Glas kam aus Deutschland.

Wir laufen am Fluss entlang. Hinter einem kleinen Park erheben sich eine Reihe kuppelförmiger Dächer, sie sehen aus wie Steiniglus. Von Nahen entpuppen sie sich als unterirdische Bäder – die Schwefelthermalbäder Tbilissi. Über dem Eingang zu einem der Bäder steht „Royal Bath“. Im Innern des königlichen Bades ist es schummrig. Die Wände sind grün gefliest, in der Mitte stehen eine grüne Ledercouch mit Sesseln auch in Leder und ein schwerer Marmortisch. Rechter Hand ist eine Bar. Ein korpulenter Herr zeigt uns den Badebereich, ein blaugrün gefliestes Becken randvoll Wasser in einem dampfenden schweflig riechenden Raum. Das Wasser soll über 40 ° C warm sein. Eine Stunde baden würde 50 Lari kosten, wenn wir eine Massage wollen, kämen noch mal 20 Lari pro Person dazu, erfahren wir. Handtücher könnten wir uns ausleihen. Wir gehen jetzt nicht baden, aber zum Ende unserer Reise wäre das ein netter Abschluss.

Auch vor den Bädern wird heftig gebaut. Eine schmale Gasse führt leicht bergauf, vorbei an der Moschee erreichen wir den botanischen Garten. Natürlich wird auch hier gebuddelt, dieses Mal am Wegenetz. Damit sich Besucher und Bauarbeiter nicht behindern, gibt es eine empfohlene Gehrichtung durch die Anlage. Zu Füßen der Festung Narikala breitet sie sich auf rund 128 Hektar aus. Teile der Anlage erinnern an eine Mittelmeerlandschaft mit Zypressen, Hartlaubgewächse und Kakteen. Aber es gibt auch Exoten wie die Milchorange. Teile des Gartens sehen recht wild aus, ein Wasserfall stürzt sich tosend in eine Felsenschlucht hinunter. Oben auf einem Bergkamm schließen die alten Festungsmauern an. Wir laufen quer durch den Garten, denn unser Reiseführer berichtet von zwei Zugängen. Den erreichen wir auch, um dort einem Sicherheitsmann in die Arme zu laufen. Er hat den Zugang gerade verschlossen, wir sind offensichtlich einige Minuten zu spät dran. Er will uns zurückschicken. Helga zeigt auf einen Minibus, der gerade außerhalb der Straßen entlang fährt, und erklärt ihm, dass wir mit einem Bus zurück in die Stadt fahren wollen. Der Typ lässt sich erweichen, führt uns zu einem kleinen Türchen, schließt es auf und wir stehen an einer Bergstraße. Wo genau, ist uns jedoch nicht so recht klar. Wir laufen bergab, nach ein paar Metern geht es durch einen stinkenden Autotunnel, an dessen Ende ein schmaler Pfad auf den Bergkamm führt, auf dem wir vorhin die Mauerreste der Festung gesehen hatten. Wir folgen ihm.

Der Weg ist schön, rechts unter uns der botanische Garten, links Tbilissi. Und vor uns eine silberne Statue, laut Reiseführer die „Mutter Georgiens“. Von der Narikala-Festung dahinter ist nicht mehr viel übrig. Eine durch Blitzschlag ausgelöste Explosion eines Pulverdepots der russischen Armee zerstörte die Anlage 1827.

Wir genießen noch ein wenig den Blick über die Stadt, unzählige Kirchturmspitzen recken sich zwischen den Dächern der Häuser empor. Wir schauen den Seilbahngondeln zu, die uns entgegenschaukeln. Die Sonne geht langsam unter, Zeit fürs Abendessen. In einem kleinen Restaurant gegenüber der Synagoge gibt es Bohnensuppe und Argo-Bier.

Es ist bereits dunkel, als wir unseren Startpunkt den Freiheitsplatz erreichen. Die Statue mit dem heiligen Georg ist jetzt goldgelb beleuchtet. Wie wird es morgen weitergehen? Unser Ziel ist Mestia.

Der Hotelchef macht uns den Vorschlag, mit einem Taxi bis Mestia zu fahren. Das hätte den Vorteil, dass wir nicht in aller Herrgottsfrühe aufstehen müssen, wir könnten uns den Tag nach Gutdünken einteilen. Der Nachteil – es kostet ein Vielfaches (400 Lari), als mit einer Marschrutka (Minibus) zu fahren. Wir müssen abwägen und entscheiden uns schließlich für einen Kompromiss. Morgen würden wir mit der Marschrutka nur bis Kutaisi fahren, dort übernachten und am

nächsten Tag über Sugdidi weiter nach Mestia fahren.

3. Kolchis

Wir lassen uns mit dem Taxi zum Busbahnhof bringen, das kostet zwar 7 Lari, hat aber den Vorteil, dass uns der Taxifahrer direkt vor der richtigen Marschrutka nach Kutaisi absetzt. Langes Suchen bleibt uns somit erspart. Denn leider haben die Minibusse nur Schilder in georgischer Sprache hinter ihren Frontscheiben stecken.

Unser Bus nach Kutaisi ist schon fast voll. Wir brauchen somit nicht lang warten, bis es losgeht. Bald liegt Tbilissi hinter uns. Die Straße ist nicht schlecht, der Fahrstil der Georgier auch nicht. Wir befinden uns gefühlt öfter auf der Gegenfahrbahn als auf der richtigen Fahrspur. Da es die entgegenkommenden Fahrzeuge ähnlich handhaben, klappt es aber irgendwie und am Ende der Fahrt habe ich mich auch an georgische Überholmanöver gewöhnt.

In der Marschrutka lernen wir Vano kennen. Er war auf der Hochzeit eines Freundes und fährt nun Heim nach Kutaisi. Vano will deutsch lernen, obwohl er schon recht gut deutsch spricht. „Ihr könnt in meinem Haus schlafen“, offeriert er uns bei der Ankunft in Kutaisi. Wir nehmen die Einladung gern an. Er wohnt in einer Plattenbausiedlung nicht weit vom Busbahnhof. Das Haus hat 8 Stockwerke und einen Aufzug im Treppenhaus. Auch ich habe einen Aufzug daheim, der Unterschied, dieser hier ist nicht umsonst. Erst als Vano eine Münze in einen rudimentären Blechkasten geworfen hatte, setzt sich der Fahrstuhl in Bewegung. Vano wohnt zusammen mit seiner Mutter und der jüngsten Schwester in einer 5-Zimmer-Wohnung. Seine älteste Schwester lebt in Deutschland. Er war auch schon in Deutschland, berichtet er stolz, „auch in Karlsruhe“. Er zeigt uns einen Fahrschein vom dortigen Verkehrsverbund, dem KVV. Damals hatte er seine Schwester in Heidelberg besucht und in Karlsruhe einen Gebrauchtwagen gekauft.

Jetzt warten die Sehenswürdigkeiten in der Umgebung Kutaisis auf uns. Vano ordert ein Taxi und verhandelt mit dem Fahrer. Für 35 Lari würde dieser uns ins Kloster Gelati fahren, zur Bagrati Kathedrale und in das Naturreservat Sataplia. Doch erst mal fahren wir in die Stadt, etwas essen. „Georgische Pizza“, sagt Vano, verschwindet in einer Art Fast-Food-Laden und kommt mit 3 käsegefüllten Teigtaschen, Chatschapuris, heraus.

Die Fahrt nach Gelati dauert nicht lang, schon von Weitem sehen wir die Klosterkirche auf einem Hügel. Gelati war ein bedeutendes religiöses Zentrum Georgiens im Mittelalter. 1106 wurde es unter König Davit Aghmashenebeli (David der Erbauer) gegründet. Die Hauptkirche ist der Muttergottes geweiht. Zum Kloster gehört eine Akademie, die ebenfalls ein hohes Ansehen genoss, sowie die St.-Georgs-Kirche, die St.-Nikolaus-Kirche und ein Glockenturm – einer der ältesten Georgiens. Da wir noch weitere Ziele haben, schauen wir uns nur die Hauptkirche mit ihren Fresken an.

Die Bagrati-Kathedrale wurde rekonstruiert und in diesem Jahr fertiggestellt. Innen ist sie recht schlicht gehalten. König Bagrat III. ließ sie Anfang des 11. Jahrhunderts erbauen. Vom Kirchenhügel können wir ganz Kutaisi und das Rioni-Tal überblicken. Mit Tierfellen soll in dem Fluss Gold gewaschen worden sein.

Jetzt können wir weiterfahren zu unserem letzten Ziel, tun es aber nicht, denn unser Taxifahrer dreht eine kurze Runde am Stadtausgang und hält an. Vano diskutiert mit ihm herum, der Mann will mehr Geld. Wir einigen uns auf 45 Lari. „Schlechter Mann“, flüstert uns Vano zu. Ich vermute, er hatte sich einfach verkalkuliert.

Bis nach Sataplia sind es nur 7 Kilometer. Bis zur nächsten Führung haben wir noch etwas Zeit. Das 354 ha große Naturschutzgebiet gehört zum Schutzgebiet der Imereti-Höhlen. Die beiden Highlights des Schutzgebietes sind die Sataplia-Karsthöhle und Dinosaurierspuren. Doch nicht nur deswegen steht die Region unter Naturschutz hier wächst auch typischer Kolchis-Wald mit kolchischem Buxbaum, orientalischer Hainbuche und vielen endemischen Pflanzenarten. Am 2. August 1925 entdeckte Peter Tschabukiani die Höhlen und 1933 die Spuren der Dinosaurier. Sataplia bedeutet „Honigland“ und tatsächlich sehen wir an einer Felswand wilde Bienen.

Zuerst geht es zu den Spuren der Dinos. Im Boden sind die Spuren deutlich zu erkennen. Zwei Arten von Dinosauriern sind hier langmarschiert, ein Pflanzenfresser und ein Fleischfresser. Jedoch zu unterschiedlichen Zeiten. Zu Zeiten der Dinos war das Gebiet der Kolchis eine Sumpflandschaft und es wird vermutet, dass sich die Riesenechsen gerade auf Nahrungssuche befanden, als sie durch den Matsch liefen.

Weiter geht es zur Karsthöhle. Der für Besucher begehbare Teil der 900 Meter langen Höhle ist 310 m lang. Der Oghaskuri-Fluss formte im Laufe der Zeit die Hohlräume im Kalkstein des Sataplia-Berges. Neben den üblichen Stalagmiten und Stalaktiten befindet sich im sogenannten steinernen Herz-Saal eine Sintererscheinung in Form eines großen Herzens. Das Beleuchtungskonzept in der Höhle ist gewöhnungsbedürftig, ständig wechseln die Farben, mal rot und grün, dann wieder blau, gelb oder pink.

Den Abend verbringen wir in Kutaissi bei Vano. Seine Mutter und Schwester sind daheim, wir bekommen reichlich zu essen und es gibt georgischen Rotwein Saperavi.

4. Mestia

Von Kutaissi geht es weiter in die Berge nach Mestia in Oberswanetien. Vano schenkt uns noch eine Flasche Tkemali (Pflaumenketchup) und Saperavi-Wein als Wegzehrung. Am Busbahnhof haben wir etwas Pech. Die Marschrutka nach Mestia will gerade losfahren. Ein Georgier diskutiert zwar noch mit dem Fahrer, doch der Minibus hat definitiv keinen Platz mehr. Wir müssen 2 Stunden warten, dann würde ein Bus nach Sugdidi fahren, von dort könnten wir dann weiter.

Führen wir bisher meist mit Georgiern, so hocken in der Marschrutka von Sugdidi nach Mestia vorwiegend Touristen. Wir zahlen 20 Lari, Einheimische nur 15 Lari. Bezahlt wurde in einem Kiosk am Busbahnhof, ich bekomme weder einen Fahrschein noch kontrolliert mich jemand. Da unser Minibus schon voll ist, geht es auch gleich los, dem Ingurital folgend in die Berge. Endlos zieht sich der Stausee zu unserer Linken im Tal entlang. Türkisfarbenes Wasser glitzert in der Sonne. Es ist der größte Stausee im Kaukasus, 25 % des Strombedarfs Georgiens produziert das Wasserkraftwerk. Pinkelpause in Barjaschi. In einem Restaurant an der Straße gibt es mit Fleisch gefüllte Teigtaschen, hier Chinkali genannt. Dazu ein Mtieli-Bier.

Die Straße nach Mestia ist besser als diverse Reiseliteratur vermuten ließ. Kurz vor Mestia werden schon Zimmerreservierungen getätigt. Das Handy des Fahrers klingelt, er fragt in die Runde, wem der Anruf gilt. Ein Typ aus Tschechien meldet sich und diskutiert dann über den Preis der Unterkunft.

Wir hatten unsere Unterkunft bereits in Deutschland per E-Mail gebucht. Bei einer Frau Gabliani in der Gablianistraße Nummer 20.

Die ersten Wehrtürme tauchen auf. Nach 3 ½ Stunden (von Sugdidi aus) erreichen wir Mestia. Die Gablianistraße ist bald gefunden. Von der Marschrutka-Endstation geht es leicht bergab bis zur Brücke über den Mestiatschala-Fluss. Wir bleiben am rechten Ufer und schon das nächste Haus nach der Brücke ist unsere Pension.

Ziuri Gabliani ist Deutsch- und Englischlehrerin in Mestia zusammen mit ihrer Schwester Lali (auch Englischlehrerin) vermietet sie Zimmer an Touristen, die nach Swanetien kommen. So haben wir auch keine Kommunikationsprobleme. Wir sind herzlich willkommen. Wenn wir wollen, können wir auch Frühstück und Abendessen bekommen. Das Angebot nehmen wir dankend an.

Frau Gabliani legt uns gleich ein paar Kopien von Wandermöglichkeiten rund um Mestia auf den Tisch. Wir hatten sowieso vor, ein wenig die Umgebung zu erkunden, bevor wir weiter in das Swanendorf Uschguli fahren wollen. Aus den Wandervorschlägen wählen wir für Morgen die Tour zu den Koruldi-Seen aus. Übermorgen können wir zum Chalaadi-Gletscher laufen.

In unserem Zimmer gibt es viele Bücher auch in deutscher Sprache. Eins heißt *Swanetien – In Bergen und Tälern des Kaukasus* von Alexander Kusnezow. Der Autor, ein Bergsteiger, ist ein Kenner der Region und bereiste sie in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts. Helga entdeckt in der Mitte des Buches das Porträt einer jungen Frau Ende zwanzig, die unserer Wirtin ähnelt - und

richtig, der Bildtext identifiziert sie als Frau Gabliani, Deutschlehrerin in Mestia. Wir sind nun neugierig und fragen nach. Es stimmt, die Frau in dem Buch ist unsere Wirtin, die heute 70 Jahre jung ist. Ihr Vater, Iliko, war Bergsteiger und starb 1961 am Pik Pobeda im Tianschan-Gebirge. Zur Erinnerung an ihn erhielt die Straße, wo sie wohnen, seinen Namen.

5. Koruldi-Seen

Die Koruldi-Seen liegen unterhalb der Koruldi-Bergkette 2740 m hoch. Das bedeutet, wir müssen über 1300 m aufsteigen und auch wieder absteigen. Wir sind etwas spät dran am Morgen, es ist schon halb zehn. Unsere Routenbeschreibung deckt sich auch nicht mit der, die uns Frau Gabliani erklärt hatte. Sie sagte, wir müssen durch das Tor laufen. Welches Tor? Es gibt nur eins im Zentrum am Ende des Hauptplatzes. Unsere Beschreibung aber informiert, dass wir als nächstes einen Bach queren müssen. Einen Bach gibt es hier nirgends, nur den Mestiatschala-Fluss und den möchte ich nicht wirklich ohne Brücke queren müssen, da würde ich mich wohl irgendwann im Inguri-Stausee wiederfinden. Wir fragen ein paar Typen am Straßenrand. Wir sollen über die Brücke und dann geradeaus. Gesagt getan. Hier entdecken wir auch die weiß-gelbe Wegmarkierung. Trotzdem stimmt die grobe Richtung nicht. Wir fragen wieder. Ein Typ in einem Geländewagen hält an und bedeutet uns einzusteigen. Wir fahren ein Stück die Straße entlang, vorbei an Mestias Flughafen. Von Frau Gabliani erfuhren wir gestern, dass man auch von Tbilissi nach Mestia fliegen kann, täglich außer dienstags und donnerstags. Kurz hinter dem Flughafen halten wir und der Mann zeigt auf die Berghänge am anderen Flussufer, dort würde der Weg hinauf zu den Seen gehen. Wir bedanken uns und steigen aus. Wieder geht es über eine Brücke zurück ans rechte Flussufer. Wir sind nicht allein. Eine Gruppe Wanderer hat das gleiche Ziel. Es sind Polen. Wir laufen gemeinsam weiter. Seltsam ist, dass es keine Wegmarkierung mehr hat. Doch da die Richtung klar zu sein scheint, mache ich mir keine Gedanken. Die Polen spielen ein seltsames Spiel. Unerwartet ruft einer der Gruppe irgendwas und alle schmeißen sich wie auf Kommando in den Dreck. Flashmob beim Wandern ...

Wir gelangen an eine Bergwiese. Bauern mähen gerade das Gras. Wir fragen noch mal nach dem Weg. Doch die Leute zeigen zurück, wir sind am Abzweig zu den Seen vorbeigelaufen und müssen etwa 1 km zurücklaufen. Ab dann scheint der Wegeverlauf klar zu sein. Eine staubige Forststraße windet sich den Berg hinauf, ab und zu können wir auf Trampelpfaden die Serpentine abschneiden. Unsere Gruppe fällt auseinander, die Polen sind flotter unterwegs, machen allerdings mehrmals Pausen. Wir lassen uns Zeit, die Sonne brennt und das Laufen strengt an. Ab und zu setzen auch wir uns in den Schatten der Bäume. Von links kommt ein Weg mit der gelb-weißen Markierung. Nun wird mir einiges klar. Es gibt zwei Wege zu den Seen, einen Wanderweg und einen Fahrweg. Die Leute haben uns also auf den Fahrweg geschickt. Auf dem Rückweg wollen wir den Wanderweg laufen.

Als es flacher wird, taucht über der Koruldi-Kette der Uschba auf mit seinen zwei Gipfeln. Ein wirklich schöner Berg, wie ich finde. Pferde und Kühe weiden auf den Almwiesen. Unser Trinkwasser wird knapp. An einer Quelle sind wir bis jetzt nicht vorbeigelaufen. Ich frage einen Hirten nach Wasser. Der Opa zeigt nach links. „Далеко?“, frage ich. „Недалеко“, sagt er.

Ich folge einem Trampelpfad und tatsächlich, nicht weit unterhalb der Almhütte sprudelt klares Quellwasser aus einem Rohr.

Es ist schon spät. Wir beschließen noch bis halb vier zu laufen, sind wir dann nicht bei den Seen, drehen wir um. Wir haben Glück, kurz nach halb sehen wir die Seen oder das, was von ihnen übrig ist. Die Seen sind jetzt Ende September ziemlich ausgetrocknet. Leider ist der Uschba von hier nicht zu sehen. Trotzdem, ringsherum erheben sich die Bergketten des Kaukasus wie eine uneinnehmbare Felsenfestung.

Auch die polnische Gruppe erreicht die Hochebene mit den Seen. Uns ist gar nicht aufgefallen, wo wir sie überholt hatten. Sie sind aber nicht mehr vollzählig. Ein paar sind wohl bereits wieder abgestiegen. Wir bleiben nicht lang, machen ein paar Fotos essen und trinken einen Schluck und

begeben uns an den Abstieg.

Es geht nun deutlich schneller. Der markierte Wanderweg ist stellenweise sehr steil und mit losem Geröll bedeckt. Es läuft sich nicht gut. Dafür ist er kürzer. Es dauert keine 3 Stunden und wir sind wieder in Mestia.

Der erste Besuch gilt dem Lebensmittelladen. Das Bier wird hier in 2-Liter-Flaschen verkauft. Da können wir unser Flüssigkeitsdefizit schnell wieder ausgleichen. Pünktlich zum Abendessen um Viertel vor sieben sind wir wieder in unserer Pension. Dort erwarten uns leckere Hähnchenschenkel mit Tkemali-Soße. Interessant ist die Teezubereitung hier. Wir bekommen ein Teekonzentrat, das wir dann mit Wasser verdünnen müssen.

6. Chalaadi-Gletscher

Den ersten Abschnitt des Weges zum Chalaadi-Gletscher kennen wir ja schon. Es geht durch den Ort am Flughafen vorbei immer auf der Straße entlang. Hinter dem Flughafen ist die Straße unbefestigt. Lkws rumpeln vorbei eine Staubwolke hinter sich lassend. Sie transportieren Füllmaterial für den Graben einer Wasserleitung. Nach etwa 8 km erreichen wir eine Trinkwasserquelle kurz darauf die Hängebrücke über den Mestiatschala. Auf dem Weg ist heute deutlich mehr los als gestern. Jeep-Touristen lassen sich bis zur Hängebrücke fahren und gehen nur das letzte Stück bis zum Gletscher zu Fuß.

Wir überqueren den Gletscherfluss und folgen dem Chalaadi-Bach hinauf zum Gletscher. Je höher wir kommen, desto mehr Geröll liegt uns im Weg. Am Gletscher herrscht Steinschlaggefahr. Hier ist für Wanderer Endstation. Am Horizont über dem Gletschereis erhebt sich der 4370 m hohe Chatini, seine Nordwand durchzieht eine der schwersten Kletterrouten des Kaukasus (6B). Wir lauschen eine Weile den herunterpolternden Steinen und dem unter dem Eis hervorsprudelnden milchig-trüben Wasser, dann treten wir den Rückweg an.

Auf der Schotterstraße kurz hinter der Hängebrücke hält eines der Baufahrzeuge. Der Fahrer bedeutet uns, einzusteigen. Das nenn ich Glück. Helga bekommt ein Küsschen. Der Mann ist schon deutlich im Rentenalter und fährt immer noch. „Откуда?“ „Woher kommt ihr?“, will er wissen „Deutschland“ „Aah – Stalin“. Da wir nun in der für ihn passenden Schublade stecken, kann es losgehen. Kurz vor Mestia setzt er uns ab.

Morgen wollen wir in das Swanendorf Uschguli und von dort über die Berge zurück nach Mestia laufen. Frau Gabliani hatte sich derweil über eine Transportmöglichkeit nach Uschguli erkundigt. Ein Jeep koste normalerweise 200 Lari, für 180 Lari wäre für uns eine Fahrt möglich.

Ein Führer nimmt 80 Lari am Tag, aber wir können die Tour auch ohne Führer machen, meint sie. Das sehen wir auch so. Was die Fahrt betrifft, werden wir morgen früh am Hauptplatz nach einem Taxi oder einer Marschrutka Ausschau halten. Vielleicht finden sich ja noch Mitfahrer, sodass der Fahrpreis für jeden etwas günstiger wird.

7. Uschguli

Wir stehen Punkt acht auf dem Platz. Ein Typ mit einem weinroten Lada Niva will uns eine Fahrt verkaufen. 180 Lari will er für die 44 km bis Uschguli. Wir warten. Der Typ verschwindet und kommt gegen neun zurück. Er hat noch zwei Reisende gefunden, die nach Uschguli wollen. Für jeden würde die Fahrt jetzt 50 Lari kosten, wir akzeptieren.

Die beiden anderen sind Franken aus Nürnberg und bis nach Georgien mit ihrem Auto gefahren. Die Holper-Strecke nach Uschguli wollen sie ihrem Wagen aber nicht zumuten. Anfangs ist die Straße noch ganz okay, erst der Anstieg zum Ugyr-Pass wird rumpelig. Danach schaukeln wir uns, Schlaglöcher, Geröllbrocken und Auswaschungen umfahrend, nach Uschguli. Die wenigen Dörfer am Weg sehen teilweise verlassen aus. Zumindest sind ein Teil der Wehrtürme nur noch Ruinen.

Der Inguri hat sich oft tief in den Fels geschnitten, langsam geht es über Serpentina bergauf, Almwiesen kommen in Sicht, Hänge vom Herbst rot und gelb gefärbt säumen das Tal. Die ersten Wehrtürme zeigen sich, wir haben es geschafft.

Das Dorf auf 2200 m Höhe wird in Reiseliteratur gern als das höchste dauerhaft bewohnte Dorf Europas bezeichnet. Sind wir aber überhaupt noch in Europa?

Zumindest sind wir nun in Uschguli. Wir brauchen erst mal eine Bleibe.

Helga schaut neugierig ins erste Haus am Straßenrand, ein Schild über der Tür lässt es irgendwie öffentlich erscheinen. Und richtig, wir sind in der Schule gelandet. Ein Typ spielt gerade Schach. Es ist der Lehrer. Helga fragt, wo wir hier eine Unterkunft finden können? Er bietet uns eine bei sich an, für 40 Lari mit Halbpension. Ein Mädchen zeigt uns den Weg. Das Haus steht ziemlich am Ende des Dorfes, danach kommt nur noch eine kleine Kirche. Unser Zimmer ist recht spartanisch eingerichtet. Zwei Betten, ein Tisch, zwei Stühle und ein Schrank, über den Fußboden tanzen die Mäuse, was mich nicht wundert, hatte auch nicht mehr erwartet. Was mich jedoch erstaunt, es gibt eine Dusche und ein WC. Obwohl draußen im Hof noch das Plumpsklo steht.

In der guten Stube hängen Ikonenbildchen vom Heiligen Georg neben Porträts des russischen Metropoliten gegenüber an einer Vitrine kleben Porträts von Stalin. Traditionelle Swanenhäuser gibt es vermutlich nur noch im Museum zu sehen.

Unser Gästehaus besitzt auch ein eigenes kleines Familien-Volkskundemuseum, gleich nebenan. Eine Oma zeigt uns den Raum. Es ist dunkel. Im Eingang steht eine mit Schnitzereien versehene Holztür. Alte Truhen, Möbel und Werkzeug stehen im Halbdunkel. Die Oma spielt für ihre Gäste auf einem traditionellen Instrument Swanetiens aus dem 11. Jahrhundert, dem Chuniri.

Im Dorf laufen nicht nur Kühe, Schafe, Ziegen und Schweine durch die engen Gassen, es wimmelt auch von Touristen, ich bin doch etwas enttäuscht. Was mag hier nur im Sommer los sein? Viele der Häuser bieten Unterkünfte, Wiesen werden als Zeltplätze vermietet. Neben einem kleinen Restaurant werden Trinkhörner und Schnitzwerk als Souvenirs verkauft. Die meisten Touris sind Russen, aber auch Israelis und Japaner haben den Weg bis in den Kaukasus geschafft.

Die Sonne und somit das schöne Wetter verabschieden sich am Abend in Uschguli noch einmal auf recht spektakuläre Weise. Es fängt an zu regnen und über dem Dorf erhebt sich ein kräftiger Regenbogen vor einer dunkelgrauen Wolkenwand. Lang dauert das Schauspiel nicht, dann ist die Sonne verschwunden und es regnet in Strömen. Die Gassen verwandeln sich in schmutzig braune Bächlein. Zwischen aufgeweichten Kuhfladen und Ziegendreck hüpfen wir zurück zu unserer Unterkunft. Die nächsten 2 bis 3 Tage soll es regnen, sagt unsere Wirtin. Was tun?

Da es am nächsten Morgen noch immer Bindfäden gießt, beschließen wir nicht über die Berge zu wandern, sondern zurück nach Mestia zu fahren.

An der Brücke über den Inguri stehen ein Geländewagen vom Typ GAZ 69 und ein Minibus. Der Fahrer des Geländewagens will 200 Lari. Zwei Rucksacktouristen warten unter dem Dach der Schule auf eine Mitfahrgelegenheit. Denen ist es aber zu teuer. Wir wollen nicht länger warten und nehmen den GAZ. Immerhin war es fraglich, ob der Minibus heute überhaupt fahren würde. Der Straßenzustand ist deutlich schlechter als gestern. Steine und Dreck hat der Regen auf den Weg gespült. Ich habe manchmal das Gefühl in einem Bachbett zu fahren. Lehmgelbes Wasser spritzt im hohen Bogen zur Seite. Unter uns wälzen sich die Wassermassen des Inguri zu Tal. Wenn es bergab geht, schaltet unser Fahrer den Motor ab und lässt den Wagen rollen, was mir überhaupt nicht behagt. Wir sind nach 2 Stunden in Mestia, schneller als gestern.

Auch hier ärgern uns immer wieder Regenschauer. Da geht man am besten ins Museum. Auch ein Besuch des Klosters wäre möglich, doch Helga kommt dort ohne Kleid nicht rein. Das Familienmuseum der Margianis liegt gleich um die Ecke. Es bietet die Möglichkeit, auf einen Wehrturm zu klettern. Der Turm besteht aus mehreren Etagen, der Durchgang von Etage zu Etage ist so eng, dass nur eine Person durchpasst. In jeder Etage finden sich Schießscharten. Zwar diente so ein Wehrturm auch dazu, bei nahenden Feinden sich verteidigen zu können, die größte Bedeutung kam diesen Bauwerken jedoch zu, wenn Sippen untereinander in Blutrache lebten. Diese forderte unter den Swanen mehr Opfer als kriegerische Auseinandersetzungen mit anderen Völkern. Im Haus selbst lebten die Leute zusammen mit ihren Tieren. Wie in einer Art Theaterloge

waren ringsum die Rinder, Schafe und Ziegen untergebracht. Darüber schiefen die Menschen. In der Mitte steht ein massiver Holzstuhl, reich mit Schnitzereien versehen, der Platz für den Ältesten. Davor loderte das Kochfeuer unter einem großen eisernen Kessel, der an einer Kette darüber hing. Die Plätze für Frauen, Männer und Kinder waren streng getrennt. Bis vor etwa 50 Jahren lebten die Leute noch in diesen traditionellen Häusern.

Morgen früh um sieben soll ein Minibus nach Batumi fahren. Wir sollen aber besser schon etwas früher da sein, empfiehlt uns Frau Gabliani. Nicht, dass die Marschrutka voll ist und wir keinen Platz mehr bekommen.

8. Batumi

Der Bus steht schon bereit am nächsten Morgen, aber die Abfahrt verzögert sich, wie zu erwarten doch noch. Ein paar Touris, die vermutlich gebucht hatten, kamen nicht aus der Knete. Kurz vor halb acht geht es dann endlich los. Es regnet wieder. Der Fahrer drückt mächtig aufs Gaspedal. Dass es ihn nicht aus den Kurven haut, wundert mich. Kurz ins Schleudern kam er schon. Felsbrocken auf der Fahrbahn oder Gegenverkehr nötigen ihn ab und zu zur Vollbremsung. Doch wir landen nicht im Inguri, sondern erreichen nach 3 Stunden Sugdidi. Dort müssen wir die Marschrutka wechseln. Es geht in Richtung Meer bis Batumi, der Hauptstadt der autonomen Region Adscharien.

Auch hier regnet es noch ab und zu. Kaum aus dem Bus draußen, werden wir schon von Taxifahrern umringt, die uns ihre Dienste anbieten.

Einer quatscht mich an: „5 Lari“ will er bis in die Stadt. „3 Lari“ sagt Helga. Er ignoriert sie, schaut mich an und sagt: „4 Lari“. Helga ist sauer, dass er sie ignoriert, das darf nicht auch noch belohnt werden - wir gehen zu Fuss.

Batumi ist recht übersichtlich gestaltet. Die Straßenzüge wie bei einem Schachbrett angeordnet. Kaum sind wir in der Innenstadt, werde ich zum ersten Mal in Georgien von einer Kinderhorde massiv angebettelt.

Die Hotels sind nicht billig in Batumi, unter 100 Lari pro Nacht ist nichts zu bekommen. Im Hotel Tsereteli spricht zwar niemand englisch, aber im Preis von 100 Lari ist schon Frühstück dabei. Wir buchen für 3 Nächte.

Auch in Batumi wurden viele Häuser in der Altstadt renoviert. Der Strand ist steinig aber das stört uns nicht. Die Strandpromenade ist nicht verbaut, stundenlang kann man hier an der Küste spazieren gehen. Zahlreiche neue Hotels sind noch im Bau, finanziert von Investoren aus der Türkei und Aserbaidschan, wie uns ein Sicherheitsmann berichtet. Was moderne Architektur betrifft, ist man auch in Batumi recht mutig. Die Public Service Hall ähnelt einem Tampon auf dem Kopf stehend. Den 130 m hohen Alphabet-Turm mit dem georgischen Alphabet in DNA-Struktur dürfen wir noch nicht betreten. Er soll als Aussichtsturm und Fernsehstudio dienen. Wir haben keine Lust, in einem Restaurant essen zu gehen, so kaufen wir uns Tomaten, Gurken, Brot und Weintrauben, dazu eine Flasche Saperavi und schlendern zum Strand, um dort zu Abend zu essen. Auf der Strandpromenade hocken wir uns auf eine der Bänke und packen unser Menü aus. Doch damit würden wir mit dem Gesetz in Konflikt kommen. Ein Sicherheitsmensch weist uns höflich darauf hin, dass das hier nicht ginge. Wir könnten uns aber ein paar Meter weiter direkt ans Meer hocken. Das überrascht uns doch etwas, eigentlich hatten wir genau das vorgehabt, aber waren uns nicht sicher, ob das erlaubt ist.

9. Gonio

Etwa 10 km südlich von Batumi befinden sich die Reste der Festung Gonio-Apsaros. Wir wollen den Ort besuchen. Wir fragen uns durch und erfahren, dass die Marschrutka Nummer 33 nach Gonio

fährt, unklar ist, wo sie abfährt. Ein Typ lädt uns kurzerhand in sein Auto und bringt uns zum Abfahrtspunkt. 1 Lari kostet die Fahrt und in etwa 20 Minuten stehen wir vor den Festungsmauern. Die Geschichte der Festung reicht zurück bis in die Antike. Ihr Name Apsaros wurde Apsyrtos entlehnt, jenem Prinzen, der Kolchis, den Jason erschlug, nachdem er das Goldene Vlies geraubt hatte und auf dem Heimweg war. Archäologen fanden Hinweise auf eine erste Besiedlung dieses Gebietes im 7. bis 8. Jahrhundert vor Christus. Während der Römerzeit im 1. bis 4. Jahrhundert war Apsaros eine befestigte Militärstadt. 1200 bis 1500 Legionäre sollen hier stationiert gewesen sein. Später kamen Byzantiner und Genuesen in das Gebiet. Mitte des 16. Jahrhunderts eroberten Osmanen die Festung. 1878 kam Gonio zurück zu Georgien. Hier sollen außerdem der Apostel Matthias geruht haben und Anfang des 4. Jahrhunderts die Heiligen Phirmos und Phirminos den Märtyrertod gestorben sein.

Heute leben hier weder Legionäre noch sterben Heilige, dafür wachsen Kiwis und Granatäpfel hinter den Festungsmauern. Der Strand in Gonio ist genauso steinig wie der in Batumi. Wir schlendern noch ein Stück am Meer entlang und fahren dann mit der nächsten Marschrutka die vorbeikommt zurück. Alle Sitzplätze sind belegt, wir müssen stehen. Eine Frau nimmt uns unsere Rucksäcke ab und stellt sie sich auf den Schoß. So zuvorkommend behandelt wurde ich in Deutschland noch nie.

Ebenso in Batumi. Wir wollen ein Bier trinken und etwas essen. Als die Kellnerin im Restaurant „Near Rose Garden“ erfährt, dass wir Deutsche sind, sagt sie: „Das ist ja phantastisch!“ Hebt den Daumen und bringt uns im Laufschrift ein Bier und Suppe.

10. Bordschomi

Unser nächstes Ziel ist der Nationalpark Bordschomi-Charagauli. Laut unserer Karte führt von Batumi eine Straße über Achalziche nach Bordschomi. Wir könnten in Achalziche haltmachen und von dort das südlich gelegen Höhlenkloster Wardzia besuchen. Doch weder in der Touristeninformation noch von den Marschrutki-Fahrern bekommen wir Infos über eine Busverbindung von Batumi direkt nach Achalziche. Jeder will uns über Chaschuri schicken. Die Stadt liegt an der Hauptstraße in Richtung Tbilissi. Dort müssten wir umsteigen, um über Bordschomi nach Achalziche zu gelangen. Nun gut, wir lassen von dem Gedanken, das Höhlenkloster zu besuchen, erstmal ab und werden bis Bordschomi fahren.

Reichlich 4 Stunden dauert es bis Chaschuri. Am Abzweig nach Bordschomi halten wir. 15 Lari kostete die Fahrt. Kaum draußen quatscht uns ein Typ an, der uns nach Bordschomi fahren will. Er hat zwar nur einen normalen PKW, behauptet aber fest, dass dies ebenfalls ein Minibus wäre. Hinter der Frontscheibe steckt auch ein Schild mit georgischen Buchstaben. 7,50 Lari will er. Gut wir fahren mit. Auch wenn ich nicht so recht glauben kann, dass er die Route offiziell fahren darf. Kurz hinter dem Ort sammelt er noch zwei Typen ein und verstaut sein Schild unter dem Sitz. Es dauert nicht lang und wir sind am Ziel.

Bordschomi ist ein Kurort im Kleinen Kaukasus und für sein Mineralwasser bekannt. Immerhin haben wir es auf unserer Reise schon häufig genossen. Wir brauchen erstmal eine Unterkunft. Die Touristeninformation hatten wir schon während der Herfahrt gesichtet, einen Glaskiosk an der Mtkwari-Uferpromenade.

„Hello, I am Artur“ stellt sich der Mann in der Info uns vor. Dann holt er eine Kopie eines Stadtplanes und zeigt uns die Sehenswürdigkeiten Bordschomis. Wir erfahren innerhalb von 1 bis 2 Minuten, dass es in Bordschomi zwei Bahnhöfe gibt und auch zwei Mineralwasserquellen, eine kalte und eine warme. Außerdem eine Bademöglichkeit mit 30 ° C warmem Wasser. Wo sich die Nationalparkverwaltung befindet, inklusive deren Öffnungszeiten (10 – 19 Uhr) und dass es von Bordschomi auch Angebote gibt, das Höhlenkloster Wardzia zu besuchen. Dieses Angebot nehmen wir natürlich war. Zuerst wollen wir aber mal ein Zimmer. Artur schickt uns mit einer älteren Dame mit, die ein Zimmer an Touristen vermietet.

Das Zimmer ist zwar ganz okay, nur das Bad gefällt uns nicht. Dusche und Klo stehen dicht

nebeneinander, sodass man unweigerlich alles unter Wasser setzen würde. Also schauen wir uns das nächste Zimmer an. Zura vermietet es, ein junger Mann, der hier mit seiner Mutter lebt. Da Zura gehbehindert ist, fahren wir mit einem seiner Kumpels zu ihm nach Hause. Das Zimmer und auch Bad ist okay, wir bleiben. Zura freut sich sehr. Er hatte schon einige Touristen in diesem Jahr gehabt, erzählt er uns. Eine Australierin hat ihm Bleistiftzeichnungen georgischer Landschaften geschenkt. Ich erkenne Tbilissi und auch Mestia und Uschguli wieder.

Wenn wir die Wohnung verlassen, sollen wir den Schlüssel vor die Tür unter den Abtreter legen. Bevor es zu den Quellen geht, müssen wir noch in die Nationalparkverwaltung, um uns für eine Wanderung registrieren zu lassen. Das Gebäude liegt etwa 1 km außerhalb des Ortes. In einem Regal im Vorraum liegen Prospekte. Na, und da staune ich nicht schlecht. Auf dem Titelblatt eines Prospekts der Wildnisschutz-Organisation PAN-Parks laufe ich über den Plaiu-Mic-Sattel im Retezat-Gebirge. Da muss ich in den tiefsten Kaukasus fahren, um meine Bilder aus den Karpaten zu entdecken.

Der Nationalpark-Mitarbeiter gibt uns eine Karte im Maßstab 1:100 000. Es gibt zurzeit neun Wanderrouten im Nationalpark. Davon sind drei als Tagestouren möglich. Die Wege sind auf der Karte nummeriert. Wir buchen eine Tagestour vom Likani-Tal ins Kvabiskhevi-Tal und eine 4-Tagestour von Atskuri nach Marelisi. Von dort gibt es eine Zugverbindung nach Chaschuri. 10 Lari kostet die Übernachtung in einer der Hütten im Nationalpark. In Atskuri empfiehlt uns der Mann das Gästehaus „Nick & George“.

Wir zahlen unsere Übernachtungen und bekommen die Eintrittstickets für den Nationalpark. Übermorgen wollen wir unsere Wanderung starten. Um Bordschomis Exportschlager zu besuchen, die Mineralwasserquellen, brauchen wir nur dem Borschomka-Flüsschen zu folgen und erreichen nach ein paar Minuten den Mineralwasserpark mit der Jekaterinenquelle. Das Wasser ist lauwarm, prickelt ein wenig und schmeckt nach Schwefel. Das Badevergnügen mit warmem Wasser fällt aus, wir sehen im Wald nur ein geschlossenes Gebäude, das wohl das Bad ist.

11. Wardzia

Temuri, unser Fahrer, kommt pünktlich um neun Uhr. Wir warten noch auf zwei angemeldete Russen, doch die kommen nicht. Dafür nimmt Temuri seine Mutter mit. Vorbei geht es an Urlaubsvillen, in denen schon Angehörige der Zarenfamilie, später Stalin und jetzt Saakaschwili Urlaub machten. Aber auch an maroden Wohnblöcken, in denen Flüchtlinge aus Abchasien untergebracht wurden. Ein Wasserkraftwerk, erbaut von deutschen Kriegsgefangenen, kommt in Sicht. „Очень хорошо работа!“ (Sehr gute Arbeit!), sagt Temuri. Nach etwa 45 Minuten erreichen wir die Kleinstadt Achalziche. Schon von Weitem fällt uns ein sehr imposantes Bauwerk auf. Eine ausgedehnte Festungsmauer zieht sich um einen Hügel über der Stadt. Gebäude mit goldenen und kupfernen kuppelförmigen Dächern blinken im Sonnenlicht. Temuri steuert direkt auf die Anlage zu und hält auf einem großen Parkplatz. Wir haben eine Stunde Zeit um uns die Festung anzusehen, dann will er weiter. Die Festung Achalziche gibt es seit dem 12. Jahrhundert. Sie wurde komplett restauriert und in diesem Jahr fertiggestellt. Am Baustil erkennt man deutlich einen türkischen Einfluss. Wir schlendern durch die Anlage vorbei an Wehrtürmen, hohen Mauern und einer Moschee aber auch Restaurants und Souvenirläden wurden hier untergebracht.

Bis zu unserem Tagesziel dem Höhlenkloster Wardzia fahren wir noch über eine Stunde. Angekommen gibt es für uns eine Überraschung. Temuri telefoniert und reicht mir dann sein Handy. Artur von der Information in Bordschomi ist dran. Er erklärt mir, dass Temuri nicht warten kann, er müsse etwas Wichtiges erledigen. Wir brauchen nur die Hälfte vom Preis bezahlen und müssten allein zurückfahren. Gegen drei würde eine Marschrutka nach Achalziche fahren und von dort wäre es kein Problem bis Bordschomi. Da würde öfter ein Minibus fahren. Ein Problem sehen auch wir nicht in der eigenständigen Rückfahrt. Wir fragen uns, ob es sich für unseren Fahrer mit uns beiden als alleinige Tour-Teilnehmer einfach nicht gelohnt hat. Ich gebe Temuri das Geld und wir verabschieden uns.

Ein Restaurant gegenüber lädt erst mal zu einer Cola ein, und ich komme endlich zu meinem echt georgischen Schaschlik. Ein älterer korpulenter Herr betritt das Restaurant und grüßt lauthals „Mahlzeit“. Nun weiß jeder, den es interessiert, dass er nicht nur Deutscher ist, sondern auch aus dem Fränkischen kommt. Und zu allem Unglück ist der Typ nicht allein sondern in Begleitung einer ganzen Busladung voll Franken, 31 Stück. Der Typ hockt sich an den Nachbartisch und bruddelt seinen Gegenüber an, dass er nach 21 Uhr nichts mehr essen würde, aber jetzt erst mal ein Bier braucht.

Der Zugang zum Höhlenkloster erfolgt über recht steile Treppen. Das Felsenkloster Wardzia wurde von König Georgi III und seiner Tochter Königin Tamar in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gegründet. Es liegt über dem Tal des Mtkwari. Auf 13 Etagen befinden sich zahlreiche Mönchszellen, Kirchen, Glockentürme sowie Wirtschaftsräume und eine aufwändige Wasserversorgung. Ein Erdbeben im Jahre 1283 zerstörte das Kloster nachhaltig. Die Felswand löste sich und legte so die Höhlen und deren Zugänge teilweise frei. Wenige Höhlen werden auch heute noch von Mönchen bewohnt, diese sind für Besucher nicht zugänglich.

Da wir bis zur Abfahrt nach Achalziche noch etwas Zeit haben, hocken wir uns in den Schatten eines Baumes. Die junge Frau neben uns ist die Reiseleiterin der deutschen Bustouristen. Sie war in Georgien Deutschlehrerin. Doch jetzt lernen die Kinder Englisch bis zur 7. Klasse. Danach können sie wählen zwischen Deutsch oder Russisch. Drei Lehrerinnen an ihrer Schule wurden aufgrund der Reformen arbeitslos.

„Wir hätten noch eine Stunde Zeit, dann wird die Gruppe an der armenischen Grenze übernommen“, erzählt sie uns. „Doch die Leute wollen nicht warten. Jetzt haben wir uns auf eine halbe Stunde geeinigt. Die Kollegin an der Grenze kann ja auch nicht einfach eine Stunde früher da sein. Schwierig!“ Sie lacht, trägt die Sache mit Humor.

Unser Minibus ist angekommen. In Achalziche steht schon ein Minibus bereit, der nach Bordschomi fährt.

Für morgen kaufen wir Proviant ein. Da uns der Typ vom Nationalpark erzählte, dass es an den Schutzhütten auch eine Feuerstelle gäbe, können wir uns abends etwas kochen. Das Problem, wir haben keinen Topf. Aber es gibt ja Konserven und haben wir den Inhalt einer Dose gefuttert könnte uns diese als Topf dienen. Wir kaufen also einmal Nudeltopf, Schinken, Büchsenfleisch, Thunfisch und Käse, Teebeutel und ein Feuerzeug. Außerdem brauchen wir noch Bier, Brot und Mineralwasser. Für unterwegs haben wir unsere Haselnüsse mit Ananas und Rosinen sowie georgische Schokolade.

12. Bordschomi-Charagauli Nationalpark

Albert, der Taxifahrer, bringt uns früh um sieben zur Likani-Rangerhütte am Nationalpark. Die Rangerhütte ist noch nicht besetzt. Hier starten die Wege Nummer 1 und 6 – beide sind mit einem gelben Band auf schwarzem Grund markiert. Wir folgen dem engen Tal des Likani. Es ist kalt. Dichter Wald säumt die Berghänge. Wie in den Karpaten leben hier Bären, Wölfe und Luchse. Doch von diesen Bergbewohnern werden wir keinen treffen. Trotzdem sind wir nicht allein, nach einer reichlichen Stunde verlässt der Weg das Tal, es geht bergauf. Genau an der Wegbiegung steht ein blaues Zwei-Personen-Zelt, aus dem Inneren sind Stimmen zu hören. Für uns zieht sich eine Serpentine nach der Nächsten den Hang hinauf. Es wird Zeit Pause zu machen, aber es findet sich kein Plätzchen, was uns zusagt. Erst auf dem Kamm lichtet sich der Wald an einer Stelle und wir erhaschen einen Blick in die Umgebung. Mit Kiefern und Tannen bewaldete Hänge ziehen sich hinunter ins Mtkwari-Tal. Bunte Tupfen dazwischen zeigen an, es ist Herbst geworden im Kleinen Kaukasus. Wir laufen noch ein paar Minuten und finden schließlich einen umgestürzten Baumstamm für unsere Frühstückspause.

Der Weg zieht sich weiter bergauf. Es gibt leider wenig Ausblicke in die Landschaft. Dafür ist es am Wegesrand interessant. Neben meinen Füßen verschwindet eine fette Kreuzotter im Unterholz. Erst als wir nach etwa 4 ½ Stunden die Weggabelung erreichen, wird das Gelände offener. Weg

Nummer 1 zieht nach Norden auf den 2198 m hohen Lomismta. Unser Weg, die Nummer 6, folgt einem Seitenkamm und fällt dann steil hinunter ins Kvabiskhevi-Tal. Schon bald ärgert mich am linken kleinen Zeh eine Blase. Zum Glück ist es nicht mehr weit. Nach 8 Stunden und 45 Minuten erreichen wir die Rangerstation in Kvabiskhevi. Ein wohlgenährter Ranger kontrolliert unser Ticket, und ein Taxifahrer, der gerade zwei Wanderer nach Kvabiskhevi gebracht hatte und nun gelangweilt neben seinem Auto wartet, will uns für 15 Lari nach Atskuri bringen. Es scheint uns zu teuer zu sein, wir sind sicher, an der Hauptstraße einen Minibus anhalten zu können.

Weit brauchen wir nicht laufen. Ein Auto kommt uns entgegen, hält und fragt, ob wir ein Taxi bräuchten. Er will nur 10 Lari bis Atskuri, wir fahren mit. Das Gästehaus „Nick & George“ liegt mitten im Dorf. George ist auch Ranger im Nationalpark, und Maia kümmert sich um die Touristen. Manch ein Hotel kann nicht mit dem Gästehaus der beiden mithalten. Zimmer und Bad sind sauber, hell und geräumig. Das Abendessen ist der Hit. Der Tisch oder besser die Tafel biegt sich fast unter den Gerichten, die uns angeboten werden, alles feinste georgische Küche. Dazu den georgischen Hauswein. Und das Beste zum Schluss: Es gibt eine Sauna, die wir natürlich testen.

George bringt uns mit seinem Geländewagen am nächsten Morgen zum Eingang des Nationalparks. Das gute Wetter soll sich die nächsten Tage halten. Es geht wieder stetig bergauf. Die Vegetation wechselt nach Hanglage, mal ist es Fichten- und Tannenwald, biegen wir um die Ecke, dominieren Kiefern und Eichen die Bergflanken. Der Wald ist sehr trocken, so als ob es wochenlang nicht mehr geregnet hätte. Ich sammle fleißig Harz und trockene Flechten von den Zweigen. Das Zeug wird mir abends zum Feuermachen nützlich sein.

Unterhalb des Sakikelesseri-Bergrückens machen wir Frühstück. Im Laufe des Tages folgen noch eine Wurst-, eine Nuss- und eine Schokopause. Auf dem Kamm wird es lichter. Auch über der 2000-Meter-Marke wachsen noch Bäume. Meist sind es Kiefern. Die schwarz-gelb-schwarze Tarnkappenmarkierung macht uns die Orientierung nicht immer leicht. Wir sind schon 8 Stunden unterwegs und von der Schutzhütte ist weit und breit nichts zu sehen. Lediglich eine völlig zerfallene Hirtenhütte liegt auf dem Weg. Auch von der Markierung keine Spur. Laut Karte muss die Hütte aber ganz in der Nähe sein. Ich schaue mich ohne Rucksack etwas in der Gegend um. Die Markierung finde ich wieder, die Hütte sehe ich nicht. Wir halten auf mehrere unter uns liegende Hirtenhütten zu. Dann entdeckt Helga ein rotes Dach zwischen den Kiefern. Das kann nur die Schutzhütte sein. Wir hatten den Abzweig verpasst. Es ist Punkt fünf Uhr nachmittags, als wir unser Tagesziel erreichen.

Die Hütte ist geräumig und sauber, sie bietet 12 Leuten eine Übernachtung. Ein Stück neben der Hütte ist die Feuerstelle. Sogar ein alter Teekessel und ein Topf stehen hier rum. Wir sammeln Holz, unterhalb der Hirtenhütten gibt es Trinkwasser. Der Hirte treibt gerade seine Kühe heim. Bald knistert ein Feuerchen und wir können unseren Tee und die Kartoffelsuppe kochen.

In der Nacht war es warm. Helga hatte Tierstimmen gehört, vermutlich von einem größeren Tier, Stimmen, die ich nicht gehört habe. Da es an unserem heutigen Tagesziel kein Wasser gibt und wir auch unterwegs an keiner Quelle vorbeikommen, trinken wir ausgiebig Tee und füllen dann alle Wasserflaschen auf. Mit 7 Liter Wasser und einem Liter Bier im Rucksack steigen wir weiter bergauf. Angeblich lief diesen Weg schon der Apostel Andreas. Der Hirte ist mit seinen Kühen auch schon unterwegs. Der Weg ist schlecht markiert, wir müssen häufig über den Wegeverlauf rätseln. Denn durch Weidebetrieb ziehen sich an den Hängen viele Trampelpfade entlang. Unsere Karte im Maßstab 1:100 000 ist da oft nur eine grobe Hilfe.

Endlich gelangen wir in einen Bergsattel, die vor uns abfallenden Hänge sind komplett mit kleinen Rhododendronbüschen bewachsen. Im Juni, zur Blütezeit, ist das sicher ein imposanter Anblick. Am Horizont tauchen schneebedeckte Bergspitzen des Großen Kaukasus auf. Auch der Weg ist zu sehen. Der aber keinen Jubel aufkommen lässt. Es geht weit hinunter in einen Sattel und von dort wieder recht steil nach oben. Ein Felsenfenster erwartet uns im Sattel. Am Wegesrand blüht noch Enzian. Der Aufstieg ist mühsam, wir kommen nur langsam voran. Der Rucksack drückt, und die Sonne brennt aufs Hirn. Oben angekommen empfängt uns eine kleine Herde Pferde. Neugierig

sind ihre Ohren aufgestellt.

Immer mehr Berge des Großen Kaukasus kommen zum Vorschein. Wir sehen den Elbrus und den Ushba. Nach Osten versperrt noch der 2642 m hohe Buckel des Sametskhvario die Sicht. Unterhalb des Gipfels soll sich unsere Rangerhütte befinden. Die Tarnkappenmarkierung zeigt sich immer seltener und verschwindet schließlich ganz. Wieder sind wir vom Wanderweg abgekommen. An der Hangkante sehen wir die Hütte tief unter uns. Ein kaum sichtbarer Trampelpfad führt zu ihr herunter.

Von der Hütte haben wir zwar einen Panoramablick auf die Berge im Osten, das Gebäude selbst ist jedoch deutlich verkommener als die gestrige Hütte. Schimmelbrot, leere Flaschen und anderer Dreck türmen sich am Eingang, die Möbel sind demoliert und auch die Tür lässt sich nicht mehr richtig schließen. Wir könnten auch zelten, doch der Nationalparktyp in Bordschomi empfahl uns, die Hütte zu nutzen, weil sich hier Bären verstärkt herumtreiben sollen. Es gibt eine Feuerstelle, aber kein Holz. So schwärmen wir erst mal aus, um Holz für unser Kochfeuer zu sammeln. Ich bastle aus der Konservendose von gestern einen Kochtopf, dann gibt es Tee und Nudeln, die nach Rauch schmecken.

Als am Abend der Mond aufgeht, ziehen von Westen her Wolken ins Tal hinauf, bis sie von den Bergen gestoppt werden.

Die Sonne scheint am Morgen zum Fenster hinein, dennoch ist es saukalt. Bis auf die Tatsache das am Abend noch mein Bett zusammenbrach, habe ich recht gut geschlafen.

Wir essen unseren Rest Brot und eine Büchse Thunfisch, dann brechen wir auf. Eine alte Forststraße zieht sich an der Ostseite der Berghänge entlang nach Süden. Die Sicht ist phantastisch. Vor uns zeigt sich das Bergpanorama des Großen Kaukasus. Vom Elbrus bis zum Kasbek. Blaubeeren wachsen am Wegesrand. Wir pflücken eifrig, schließlich sind nicht alle nur für die Bären da. Weiter unten wachsen Brombeer- und Himbeersträucher.

Der Weg zieht sich, will schier kein Ende nehmen. Oft ist er zertrampelt und matschig. Die Vegetation ähnelt einem Dschungel. Vor meinen Füßen zappelt etwas. Ein Wurm? Ich schaue genauer hin und erkenne in dem zappelnden Etwas den Schwanz einer Eidechse. Dass Eidechsen ihr Schwanzende abwerfen, habe ich schon gehört, aber noch nie in der Realität gesehen. Häuser tauchen auf, aber es scheint niemand da zu sein. Die Heuhaufen ähneln denen in den Karpaten. Obwohl der Wald dämpfig ist, sprudelt erst ziemlich weit unten im Sakhvlari-Tal ein Bach. Wir teilen uns daher den Rest unseres Trinkwassers sorgfältig ein. Für den 19 km langen Abstieg brauchen wir 7 Stunden. Die Schutzhütte ist diesmal nicht zu übersehen, sie liegt direkt neben dem Sakhvlari-Bach auf einer kleinen Wiese. Auch hier ist es dreckig und vermüllt. Wanderer haben erst kürzlich ihr Essen liegen gelassen. Manches taugt noch etwas, anderes ist schon völlig verdorben. Wir können noch etwas Brot und Tomaten verwenden. Auch ist genügend Wasser da, wir waschen uns und unsere Wäsche und werden ausgiebig kochen. Morgen früh gibt es nur noch Nüsse und Schokolade.

Mäuse hatten in der Nacht Helgas Socken durch ein Loch im Boden entführt und auch sonst recht viel Radau in der Hütte veranstaltet. Wir essen unsere Reste und die dagelassenen Tomaten. Der Tee schmeckt wieder nach Rauch. Immer dem Bach folgend geht es in Richtung Marelisi. Einmal müssen wir durchs Wasser, sonst wechselt der Weg über abenteuerliche Baumstamm-Brücken das Ufer. Da wurde nun mit deutscher Hilfe der Nationalpark finanziert, aber für gescheite Brücken hat's nicht gereicht. Nach 3 Stunden stehen wir an der Rangerstation in Marelisi. Wir machen erst mal Pause. Eine Stunde brauchen wir noch bis ins Dorf. Am Dorfeingang stehen kleine Wassermühlen am Bach, die denen in der Rudăria-Klamm im Banat täuschend ähnlich sehen. Auch hier ist das Antriebsrad unter dem Häuschen und ein Kanal leitet das Wasser drauf.

Über eine richtige Brücke geht es ins Dorf. Eine Frau kommt die Dorfstraße entlang, Helga fragt nach einem Minibus. „Taxi“ antwortet die Dame, verschwindet in einem Haus und holt ihren Mann. Wir überlegen, wohin wir eigentlich wollen. Auf jeden Fall erst mal bis zum Bahnhof. Nur, wenn man schon mal einen Fahrer hat, wäre auch Chaschuri eine Option, vorausgesetzt es wird nicht zu

teuer. „Zum Bahnhof“, frage ich. „15 Lari“ ist die Antwort. „Chaschuri?“ Der Mann überlegt eine Weile. Dann sagt er: „Сто – 100.“ Bis zum Bahnhof hätten wir noch ein ganzes Stück laufen müssen, mit dem Auto sind wir ruckzuck da. Nur sieht es nicht so aus, als ob in der nächsten Stunde ein Zug vorbeikommen würde. Außer der Schotterstraße und dem Bahnhofsgebäude mit den Gleisen davor gibt es nichts. Staub wirbelt über die Schienen. Da fehlen jetzt nur noch 3 Revolverhelden, die auf ihren Boss warten, denke ich mir. Wir fahren bis Chaschuri. Die Straße entpuppt sich als kaukasische Holperpiste. Auf zwei Bodenwellen hätte unser Lada fast aufgesetzt. Bei jedem Schlagloch setzte die Musik im Kassettenrecorder kurz aus. Ich mache mir ernsthaft Sorgen. Nicht dass es unserem Lada die Ölwanne wegriß. Sorgen macht sich auch unser Fahrer. Irgendwas scheint bei seinem Lada nicht mehr zu funktionieren. Auf den letzten Kilometern hatte unser Fahrer heftig versucht, den stotternden Motor am Laufen zu halten. Ich hoffe nur er muss die 100 Lari nicht gleich in der Werkstatt lassen.

In Chaschuri müssen wir nicht lang warten. „Wohin“, fragt ein Mann. Er hält für uns die nächste Marschrutka nach Tbilissi an und schon geht's weiter. Spontan entscheiden wir uns nach Kachetien zu fahren in Georgiens Weinbauregion. Unser Ziel ist Signagi. Um nach Signagi zu kommen, lassen wir uns in Tbilissi vom Busbahnhof Didube bis zum Busbahnhof Samgori bringen, wo die Marschrutkis nach Signagi abfahren.

13. Signagi

Die Marschrutka ist abfahrbereit, schnell kaufen wir noch eine Cola und 5-Dollar-Schokolade. In Signagi spricht uns eine ältere Dame an. Es ist dreiviertel Sieben und schon dunkel. Die Frau begleitet uns zu der von uns ausgewählten Unterkunft, Nanas Gästehaus, doch dort ist kein Platz mehr. Die Dame heißt Dodo und vermietet auch Zimmer an Touristen, also gehen wir zu ihr. Dusche und Toilette sind zwar unten im Hof, aber das Zimmer ist okay, wir haben sogar einen großen georgischen Balkon. Auf einer Kommode im Flur liegen reihenweise Prospekte der unterschiedlichsten Regionen Georgiens. Frau Dodo versorgt uns erst mal mit notwendigen Informationen: Das einzige empfehlenswerte Restaurant sei das „Host of Signagi“. „Die machen alles selber, die anderen kaufen nur im Laden ein.“ Und Wein beim Amerikaner brauchen wir nicht zu kaufen. „Der ist viel zu teuer! 40 bis 50 Lari will der für eine Flasche.“ Bei ihr würden wir den gleichen Wein für 15 Lari bekommen. Wir versichern ihr, nicht beim Amerikaner zu kaufen und auch am Abend das Restaurant auszuprobieren. Wenn wir etwas wissen wollen, können wir sie jederzeit fragen.

Die „Hauptattraktion“ ist nicht das Städtchen selbst, sondern seine Touristikinformation. Wir wollen uns ein wenig schlaumachen. Das Gespräch gestaltete sich folgendermaßen zwischen Helga und der Dame in der Information:

Dame (ohne von ihrem Computerbildschirm aufblickend): „May I help you?“

Helga: „Do you have city-maps?“

Dame: „Yes!“

Helga: „Can we take one?“

Dame: „No, it's the only one we have.“

Helga: „Where can we buy postcards?“

Dame (zeigt nach draußen): „Over there in the shop, but it's closed.“

Helga: „The hole day?“

Dame: „Yes.“

Helga: „Thank you. Good bye.“

Die Dame wendet sich wieder ihrem Computer zu. Vielleicht sollte unsere Wirtin den Job machen? Bestens informiert geht es nun auf Erkundungstour durch und um Signagi.

Signagi ist eine Fassadenstadt. Sämtliche Gebäude wurden nach außen hin restauriert und warten nun auf ein erfüllendes Innenleben. Da gerade die Parlamentswahlen stattgefunden haben, hängen überall an den Balkonen noch kleine Georgienfähnchen, die dem Ort etwas Feierliches geben.

Keine 3 km von Signagi liegt das Nonnenkloster Bodbe. Hier befindet sich in der Himmelfahrtskirche das Grab der heiligen Nino, jener Frau, die das Christentum im 4. Jahrhundert nach Georgien brachte. Wir gehen das Stück zu Fuß. Die Grünanlagen um die schlichte Klosterkirche sehen sehr gepflegt aus. Ein Schild weist zur heiligen Quelle. Treppenstufen führen hinunter. Wir folgen ihnen und laufen und laufen, der Weg scheint gar nicht enden zu wollen. Doch wer sich mit heiligem Wasser laben möchte, muss halt dafür auch etwas tun.

Oft begegneten uns in Georgien Kreuze mit nach unten gebogenen Enden. Einer Legende nach soll die heilige Nino von der Jungfrau Maria ein Kreuz aus Rebstöcken bekommen haben. So erklärt sich nicht nur die Kreuzform, sondern auch der frühe Weinbau in Georgien.

Auf dem Rückweg in die Stadt entdecken wir eine Friseurin, Helga schiebt mich in den Laden, denn ich soll deren Dienste in Anspruch nehmen. Wieder etwas zivilisierter aussehend ignorieren wir Frau Dodos Rat und besuchen den Amerikaner, um guten georgischen Wein zu testen. Das „Old Town Studio“ befindet sich nicht weit von unserer Unterkunft.

Auf dem Tisch stehen 4 Weine und ein Traubenschnaps, alle aus dem Weinanbaugebiet „Pheasant Tears“ (Fasanentränen). Gegenüber den Weinflaschen ein Tontopf, wo der Wein entleert werden kann, wenn man ihn gekostet hat. Ein völlig unnützes Ding, wie ich finde. Zwischen jeder Weinsorte können wir etwas Brot knabbern.

Die Weinrunde eröffnet ein 2011er *Chinuri*, ein leichter Weißwein aus der Weinbauregion Kartli. Der zweite Wein ist ein *Rkatsiteli* auch ein Weißwein aus dem letzten Jahr aus Kachetien. Das Besondere: Die Rebe hat rote Zweige, aber weiße Trauben. Dann wird es nobel. Ein 2011er *Shavkapito* (shavi = schwarz) ist ein Rotwein aus dem Anbaugebiet Kartli. Er wird nur in sehr geringen Mengen produziert. Früher war er dem Adel vorbehalten und wurde zu besonderen Anlässen verschenkt. Es ist der trockenste Rotwein im Angebot. Den Abschluss bildet ein 2009er *Saperavi* (Saperavi = Farbe gebend) aus Kachetien. Es ist der älteste ausbalancierte Wein, den man hier im Angebot hat.

Das Auspressen der Trauben geschieht hier noch klassisch mit den Füßen. Und die Lagerung erfolgt in Tongefäßen in der Erde. Alle Weine sollten zimmerwarm angeboten werden, da sie so den natürlichen Geschmack am besten entfalten. Zuletzt gibt es einen 48-prozentigen Grappa, hier *Chacha* genannt.

Mit dem Wissen steht einem Besuch des „Host of Signagi“ auf eine Flasche Saperavi nichts mehr im Wege.

14. Tbilissis Schwefelbäder

Am nächsten Tag heißt es Abschied nehmen vom Weinland Georgiens, Frau Dodo reserviert für uns zwei Plätze in der 11-Uhr-Marschrutka nach Tbilissi. Als der Minibus ankommt, angelt sie sich gleich die nächsten Touristen, die aussteigen. So etwas nenne ich Effizienz.

Die Rückfahrt nach Tbilissi dauert etwas länger, wir sammeln jede Menge Dörfler ein, die alle in die Hauptstadt wollen. Der Bus platzt bald aus allen Nähten.

In Tbilissi lassen wir uns wieder in die Innstadt fahren, diesmal nehmen wir das Drei-Sterne-Hotel Sharden Villa. Es kostet zwar ein wenig mehr, aber es liegt recht zentral und hat eine Dachterrasse, wo es am Morgen Frühstück gibt.

Für den letzten Tag in Tbilissi haben wir uns etwas ganz besonderes vorgenommen, wir wollen in eines der Schwefelbäder. Das Urlaubswetter ist vorbei, es regnet. Unsere Rucksäcke lassen wir im Hotel, ein Angestellter schließt sie in ein Kämmerchen, dort können die Dinger bis zum Abend stehen.

Der Preis eines Bades im königlichen Schwefelbad ist etwas gestiegen. Eine Stunde kostet heute

60 Lari, die Massagepreise sind konstant geblieben – 20 Lari pro Person. Eine Dame führt uns in das eigentliche Bad. Warme feuchte Luft schlägt uns entgegen. Jedes „Badezimmer“ hat einen Umkleidebereich, eine Toilette, eine Sauna und den eigentlichen Badebereich mit dem Wasserbecken. Das Wasser kommt mir so heiß vor, dass ich mir den Hintern verbrühen würde. Langsam taste ich mich die Stufen im Becken nach unten. Helga ist da robuster, sie hockt schon drin. Kaum habe ich mich einigermaßen an die Temperatur gewöhnt, klopft es an der Tür. Der Masseur steht draußen. Dabei hatte ich noch feixend von einer netten Masseurin geredet ... Der Mann ist Mitte bis Ende fünfzig und recht wohlgenährt mit Stoppelbart, in kurzen schwarzen Hosen und billigen Badelatschen. Da ich seiner Meinung nach noch nicht ausreichend eingeweicht bin, darf Helga sich zuerst splitternackt auf die Massagefläche legen, mich schickt er noch mal ins Wasser. Eine richtige Massage ist es eigentlich nicht, mehr eine Art Hautpeeling mit Abseifen und anschließender Spülung. Der Typ seift sie von Kopf bis Fuß ein, dann rubbelt er mit einem Handschuh über die Haut. Als Helga fertig ist, komme ich an die Reihe.

Der Masseur rubbelt einem jede Hautpore frei. Dann werde ich auch eingeseift, bis ich wie ein Schneemann aussehe. Zum Schluss gibt es einen Eimer Wasser über den Schädel. „Gut“, fragt er. „Gut!“, antworte ich. So klinisch rein haben wir noch ein paar Minuten, dann ist die Zeit auch schon vorüber. Wir trinken noch ein Mineralwasser an der Theke und gehen zum Abendessen ins Restaurant Machakhela an der Tumanianistraße. Sowohl im Erdgeschoss als auch in der ersten Etage ist es brechend voll. Doch wir haben Glück an einem Vierertisch sind noch 2 Plätze frei. Komisch ist nur, dass die Kellnerin, wenn sie in Sicht ist, uns jedes Mal ignoriert. Das Pärchen am Tisch wird bedient, wir nicht. Ratlosigkeit erfasst uns. Doch unsere Tischnachbarn klären uns auf. Hier ist es nicht gestattet, sich einen Tisch zu teilen, aber es sei kein Problem, sie würden sowieso gleich zahlen. Gesagt, getan, als die Beiden weg sind, kommt die Kellnerin zu uns und nimmt die Bestellung auf. Fremde Länder, fremde Sitten. Draußen ist es mittlerweile stockdunkel. Es wird Zeit für uns, wir holen die Rucksäcke im Hotel, lassen uns ein Taxi rufen und fahren zum Flughafen. Der Fahrpreis ist in drei Wochen um 5 Lari gefallen. Unser Flug nach Istanbul geht um Viertel nach vier morgens.